

The background of the cover is a dark, atmospheric illustration. It depicts a demonic or devil-like figure with large, curved horns, glowing orange eyes, and a wide, toothy grin. The figure is holding a long, ornate trident. The figure is positioned in the center, with its body and limbs appearing to be made of dark, twisted metal or bone. The background is a dark, cloudy sky with some faint, vertical lines suggesting a structure or a path.

Susanne Gavénis

DIE
GWAILOR-CHRONIK

Schicksalspfade

Band 2

Fantasy

AAVAA
VERLAG

Susanne Gavénis

Die Gwailor-Chronik

Schicksalspfade

Band 2

Fantasy

© 2014 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2014

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: fotolia, "dark king" von Dusan Kostic, Nr. 60188985

Printed in Germany

AAVAA print+design

eBook epub: ISBN 978-3-8459-1490-9

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-1491-6

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



Gwailor, im Sommer des Jahres 330 ...

1. Das rastlose Herz

Die Sonne stand im Zenit und brannte heiß vom tiefblauen Himmel herab, als Wendar Dayin zum Strand Shinnors begleitete. Der Prinz schritt schnell aus. Wie so oft hatte er es eilig, zum Wasser zu gelangen. Wendar hielt sich dicht hinter ihm und schmunzelte. Dayin liebte das Meer, die Brandung der Wellen und den salzigen Geschmack der Gischt. Jeden Tag verließ er die Burg, kaum dass er seine Lehrstunden mit seinem Großvater hinter sich gebracht hatte, um sich in die schäumenden Fluten zu stürzen und mit den Fischen um die Wette zu schwimmen. Selbst der Wechsel der Jahreszeiten konnte ihn nicht davon abhalten, nur dass er im Winter nicht so lange im Wasser blieb, wie er es im Sommer tat.

Am Ufer angekommen legte Dayin seine Kleidung bis auf eine kurze Hose ab, dann trat er ohne zu zögern ins Wasser, bis es ihm bis zum Bauch reichte. Die Wellen, die vom Meer her in Richtung Strand rollten, schlugen

rauschend gegen seine Brust und spritzten ihm salzigen Schaum ins Gesicht. Die Sonne glitzerte auf den vielen kleinen Tropfen, die Dayins Oberkörper gleich darauf wie winzige Diamantsplitter bedeckten.

Der Prinz wandte sich nicht zu Wendar um, und er sprach kein Wort. Das tat er nie, bevor er nicht aus dem Wasser zurückkehrte. Wendar hatte sich längst daran gewöhnt. Die Zeit in Shinnor hatte ihre ganz eigenen Rituale entstehen lassen.

Als sich vor Dayin der Kamm einer besonders großen Welle erhob, beugte er sich nach vorn und lehnte sich ihr entgegen, als könne er kaum erwarten, in sie einzutauchen. Gleich darauf war er verschwunden. Wendar hielt den Atem an, bis er wenig später Dayins Kopf etwas weiter draußen zwischen den Schaumkronen erspähte. Mit ruhigen, gleichmäßigen Zügen stemmte sich der Prinz den Wellen entgegen und gewann rasch Abstand vom Ufer. Offenbar hatte er vor, heute besonders weit hinauszuschwimmen. Das war allerdings

nichts, worüber sich Wendar Sorgen gemacht hätte. Dayin kannte seine Kräfte. Er wusste, wann es für ihn Zeit wurde umzukehren.

Trotzdem wäre es Wendar lieber gewesen, wenn er nicht allein geschwommen wäre. Die Strömung vor Shinnor war stark und mitunter tückisch. Sie konnte selbst einen geübten Schwimmer zuweilen in Gefahr bringen. Zu Beginn von Dayins Schwimmunterricht waren er oder Beilar stets mit ihm ins Wasser gegangen, doch nach einiger Zeit hatte Beilar vorgeschlagen, ihn allein zu lassen. Trotz aller Sorge hatte sich Wendar den Argumenten seines Bruders nicht verschließen können. Es war gut, wenn der Prinz wenigstens einmal am Tag Gelegenheit hatte, etwas ohne ihre Unterstützung zu tun und sich vor sich selbst zu beweisen, etwas, wozu er sonst kaum die Möglichkeit besaß.

Mit einem letzten Blick auf Dayin wandte sich Wendar vom Meer ab. Aufmerksam und mit vor Konzentration zusammengekniffenen Augen ging er die Böschung ab, über die der

Strand von Shinnor aus erreicht werden konnte. Er kannte dort jeden Felsen und jede Erhebung, und er kontrollierte sie alle, denn jede von ihnen mochte einem Attentäter als Deckung dienen.

Über ihm zog eine Schar weißer Möwen kreischend aufs Meer hinaus. Wendar sah ihnen nach und warf gleichzeitig einen prüfenden Blick auf Dayin. Er war tatsächlich ungewöhnlich weit hinausgeschwommen, schien inzwischen jedoch umgekehrt zu sein. Ohne Hast hielt er auf eine schmale Landzunge zu, die von kleinen, nur wenig über das Wasser herausragenden Felsen gebildet wurde, deren feuchte Oberflächen im Sonnenlicht wie Glas funkelten.

Als Dayin die äußerste Spitze der Landzunge erreichte, beendete Wendar seinen Rundgang und kehrte zum Strand zurück. Mit gerunzelter Stirn sah er zu seinem Schützling hinüber. Der Prinz hatte sich an dem Felsen, der am weitesten vom Ufer entfernt war, aus dem Wasser gezogen, saß nun im Schneidersitz auf

dem warmen Gestein und ließ sich von den Strahlen der heißen Sommersonne trocknen, während er scheinbar geistesabwesend aufs Meer hinausblickte.

Wendar nahm es mit einem unguten Gefühl zur Kenntnis. Natürlich wusste er, dass Dayin ihm vertraute, doch so stolz er auch darauf war, so sehr wünschte er sich, der Prinz würde sich nicht allein auf ihn verlassen.

Andererseits hatte Dayin seinen Platz besonnen gewählt. Die Böschung war zu weit entfernt, als dass ein Bogenschütze von dort aus auf ihn hätte schießen können, und nicht einmal der Bolzen einer Armbrust, der viel weiter flog als der Pfeil eines Bogens, konnte ihn treffen.

Jetzt wandte sich Dayin um, suchte mit den Augen den Strand ab und fand Wendar. Eine Sekunde lang blieb sein Blick auf ihm haften, dann sah der Prinz erneut aufs Meer hinaus. Wendar nickte beifällig. Dayin hatte also doch nicht vergessen, dass es einen vollkommenen

Schutz nicht gab. Aber wie hätte er das auch ...

Eine dichte, weiße Wolke schob sich, von der landeinwärts gerichteten Brise getrieben, vor die Sonne und warf einen langen Schatten über die schaumgekrönten Wellen des Meeres und den Strand. Wendar war, als würde er plötzlich von einem Hauch Dunkelheit gestreift; ein Schauer rann ihm den Rücken hinab, und er begann zu frieren.

Wieder sah er in Dayins Richtung, und ein enges Gefühl hielt seine Kehle umklammert. Einmal war es geschehen. Einmal war ein Attentäter dem Prinzen sehr, sehr nahegekommen. Mit Pfeil und Bogen bewaffnet und bekleidet mit einem erdfarbenen Tarnumhang hatte er an der Böschung in einer Felsnische gelauert und sofort geschossen, als sie den Strand betreten hatten.

Wendar verschränkte die Arme vor der Brust und ballte die Hände zu Fäusten. Sie hatten zu zittern begonnen. Der Angreifer hatte auf Dayins Herz gezielt. Als der Pfeil von der

Sehne geschnellt war, hatte er ein sirrendes Geräusch verursacht, das war die einzige Warnung gewesen. Wendar hatte es gehört und Dayin zur Seite gestoßen, noch bevor er sah, aus welcher Richtung Gefahr drohte und welcher Art sie war. Hätte er nur eine einzige Sekunde gezögert, wäre Dayin tödlich getroffen worden.

Erst nachdem der Pfeil hinter dem Prinzen in den Boden gefahren war, hatte er den Attentäter entdeckt. Er war so schnell bei ihm gewesen, dass der Mann nicht dazu gekommen war, noch einen zweiten Schuss abzugeben. Er hatte ihn entwaffnet und gefangen genommen, und es hatte ihn eine schier übermenschliche Selbstbeherrschung gekostet, den Kerl nicht auf der Stelle zu töten. Seine Hände zuckten noch heute, sobald er nur daran dachte.

Nie würde Wendar den Ausdruck abgrundtiefer Verzweiflung und Mutlosigkeit in Dayins Augen vergessen, als er, noch immer im Sand liegend, den Pfeil und den Schützen

nacheinander angesehen hatte. Der Anschlag hätte ihn um ein Haar zerbrochen. Er war in sein Zimmer geflohen und hatte sich geweigert, es wieder zu verlassen. Nicht einmal zu den Mahlzeiten war er vor die Tür gegangen.

Beilar hatte damals nicht daran geglaubt, dass sich der Junge wieder fangen würde. Stundenlang hatte Wendar bei ihm gesessen und versucht, ihm so gut wie eben möglich die Angst zu nehmen - ohne Erfolg. Manchmal hatte der Prinz starr wie ein Toter in seinem Bett gelegen, den Blick an die Wand geheftet und die Schultern so verkrampft, als fürchte er jede Sekunde einen erneuten Angriff.

Nach einigen Tagen hatte er sich jedoch aus eigener Kraft aus seiner Resignation herausgezogen, und seitdem verfolgte er seine Vorsätze noch energischer als zuvor. Der zweite Attentatsversuch, ein Giftanschlag, der zum Glück von der Seherin Shinnors vorhergesehen worden war, hatte ihn nicht mehr aus der Bahn werfen können.

Dayins ungebrochenen Lebenswillen schätzte Wendar genauso hoch ein wie die Entscheidung, die er hinsichtlich der Attentäter getroffen hatte. Weder den Bogenschützen noch den Giftmischer hatte er hinrichten lassen, obwohl es durchaus im Bereich seiner Möglichkeiten gelegen hätte. Er war ein Prinz Tarells, und damit war er Herzog Beneka in Rechtsangelegenheiten formell übergeordnet. Trotzdem hatte er auf seine Rache verzichtet, sondern die Männer stattdessen auf eine Insel weit vor der Küste verbannt.

Beilar war damals mit dieser Entscheidung ganz und gar nicht einverstanden gewesen. Er hatte tagelang ununterbrochen vor sich hingeschimpft und Dayins Entschluss offen kritisiert. Dabei hatte er nicht erkannt, dass der Prinz gar nicht anders hatte handeln können. Dayin hatte geschworen, niemals zu töten, und er hatte eisern an seinem Eid festgehalten. Beilars heftigem Tadel hatte er ebenso wenig Beachtung geschenkt wie den behutsamer geäußerten Bedenken des Herzogs.

Eine Bewegung am Ende der Landzunge ließ Wendar aufmerken. Dayin stand auf und näherte sich über die Felsen dem Strand. Wendar beobachtete ihn prüfend und lächelte anerkennend. Dayin hatte in den vergangenen sechs Jahren hart an sich gearbeitet. Obwohl er barfuss war, fand er sicher seinen Weg über die Steine, die an vielen Stellen glatt und rutschig, an anderen gefährlich scharfkantig waren.

Das Waffentraining und nicht zuletzt das tägliche Schwimmen hatten ihm seine jugendliche Schlaksigkeit genommen. Sein Körper wirkte athletisch, obwohl er noch immer sehr schlank war, und seine Bewegungen waren geschmeidig und kraftvoll. Er war noch etwas größer geworden, seine Haut von der Sonne gebräunt und seine Haare gebleicht. Sie waren blonder als je zuvor.

Wie so oft empfand Wendar ein tiefes Bedauern, als er Dayin musterte. Der Junge war nicht nur kräftig geworden, sondern er hatte auch Talent. Wäre er wie Prinz Gerrent von

Kindesbeinen an trainiert worden, hätte er ein wahrer Meister der Waffen werden können. Das nötige Geschick besaß er ohne Zweifel.

Leider hatte Dayin die Jahre, die verstrichen waren, ohne dass er in der Kunst des Kampfes unterwiesen worden war, nicht mehr aufholen können. Mit dem Schwert würde er niemals besser als mittelmäßig sein, und ähnlich verhielt es sich auch mit dem Stock und der Lanze. In der Defensive war er zwar gut - Wendar kannte nicht viele Menschen, die über so hervorragende Reflexe wie der Prinz verfügten -, vor einem direkten Angriff aber, selbst wenn er nur zum Zweck des Trainings und mit abgestumpften Waffen ausgeführt wurde, scheute er zurück wie ein Tier vor dem Feuer. Damit waren ihm hinsichtlich der typischen Nahkampfwaffen klare Grenzen gesetzt. Etwas besser konnte er mit dem Bogen und der Armbrust umgehen, und am sichersten beherrschte er das Messerwerfen.

Zwei Messer hatte Dayin ständig bei sich. Es waren die einzigen Waffen, die er versteckt

tragen und mit denen er üben konnte, auch wenn er sich nicht in der Höhle aufhielt, die ihm als Trainingsort diente. Vermutlich war ihm der Umgang mit ihnen deshalb am vertrautesten. Es war schon ziemlich lange her, dass er einen Gegenstand, den er hatte treffen wollen, verfehlt hatte.

Es war für Wendar kein Geheimnis, welche Gefühle Dayin bewegten, sobald er ein Schwert oder einen Kampfstock führte. Die Sorge, jemanden zu verletzen, nahm seinen Schlägen die Kraft. Wendar konnte das nur zu gut verstehen. Falls Dayin Beilar, der im Training sein Waffenpartner war, durch einen unglücklichen Umstand verwunden oder gar töten sollte, würde sich das kaum geheim halten lassen. Ein Aufschrei der Entrüstung würde durch ganz Tarell gehen.

Manchmal wunderte sich Wendar ohnehin darüber, dass sie Dayins Training bis heute vor den Augen der Bewohner Shinnors hatten verbergen können. Nur die Seherin hatte über verschiedene Visionen davon erfahren, doch

sie hatte geschwiegen, so wie der Herzog es ihr aufgetragen hatte.

So sehr es ihn erstaunte, dass ihre Übungsstunden bislang unentdeckt geblieben waren, so froh war er darüber. Die Prophezeiung lastete schwer genug auf Dayin. Falls das Volk Tarells erfuhr, dass er ein Waffentraining erhielt und darüber hinaus das Messerwerfen beherrschte, würde das Gerede über den *Vatermörder* neue Nahrung bekommen. Attentate wären unweigerlich die Folge.

In einem Anflug von Zorn ballte Wendar die Fäuste. Inständig wünschte er, es gäbe einen Weg, den Schatten der Prophezeiung von Dayin zu nehmen. In den vergangenen zehn Jahren hatte er all seine Fähigkeiten ausschließlich dem Leben des Prinzen gewidmet, und doch hatte er es nicht vermocht, es auch nur einen Deut sicherer zu machen. Die Prophezeiung war zu übermächtig. Wenigstens war der Junge nicht mehr völlig hilflos. Im Fall eines Angriffs konnte er sich zur Wehr setzen.

Wendar sah ihm zu, als er die letzten Meter zum Strand hinter sich brachte. Der Prinz warf einen unruhigen Blick die Böschung hinauf, nachdem er von den Felsen in den Sand getreten war. Die Muskeln seines Körpers waren angespannt wie die einer Katze kurz vor dem Sprung. Leicht geduckt stand er da, und seine Augen huschten aufmerksam hin und her. Wendar kannte ihn nicht mehr anders.

„Ist alles in Ordnung?“

Die Brandung, die sich lautstark am Ufer brach, verschluckte Dayins Worte. Wendar verstand sie dennoch. „Wir sind allein.“

Dayins Anspannung lockerte sich, doch nicht so weit, wie Wendar es gern gesehen hätte. Er richtete sich lediglich ein wenig gerader auf, seine Körperhaltung glich jedoch nach wie vor der eines Tieres, das sich angesichts einer Bedrohung noch nicht für Angriff oder Flucht entschieden hatte. Er schaute sich ein letztes Mal prüfend um, dann blickte er zur Burg hinauf. „Gehen wir nach Shinnor zurück.“

Wendar nickte stumm. Dayin nahm seine Kleidungsstücke auf, die er am Strand abgelegt hatte, und zog sie an. Danach machten sie sich auf den Rückweg.

Während sie den schmalen Pfad zur Burg entlanggingen, herrschte bedrückendes Schweigen zwischen ihnen. Wendar warf Dayin einen betrübten Blick zu. Früher hatte das Schwimmen ihm gut getan. Es hatte ihn entspannt, und anschließend war es ihm für ein oder manchmal sogar für zwei Stunden möglich gewesen, nicht an drohende Attentate zu denken. Seit einigen Wochen hatte sich die beruhigende Wirkung des mittäglichen Bades jedoch verloren. Der Prinz wirkte rastlos, und er hatte Probleme, sich auf sein Waffentraining und den Lernstoff, den sein Großvater ihm vermittelt hatte, zu konzentrieren. In all den Jahren, die er nun schon auf Shinnor lebte, war das nur selten und niemals so gehäuft wie im Augenblick vorgekommen.

Wendar kannte den Grund dafür, natürlich kannte er ihn. Ihm selbst wurde angst und

bange zumute, sobald er daran dachte, dass Dayin inzwischen zwanzig Jahre alt war. Damit war die Zeit, von der die Prophezeiung gesprochen hatte, gekommen. Sogar in Shinnor sprachen die Leute wieder öfter von den Worten Lyssil Magets.

Dayin wusste selbstverständlich, wie seine Situation aussah. Je älter er wurde, desto gefährlicher wurde es für ihn und desto drängender musste er sich wünschen, die Prophezeiung abschütteln zu können. Beilar hatte bereits vor Wochen darauf gewettet, dass der Prinz beim erstbesten Anlass nach Treffnor zurückkehren würde. Wendar hatte die Wette nicht angenommen, nicht weil er sie für abwegig hielt, sondern weil sein Bruder die Zeichen richtig erkannt hatte. Lange konnten sie Dayin nicht mehr in Shinnor halten, und sobald er nach Treffnor ging, wäre er in größerer Gefahr als je zuvor. In der Burg des Königs war die Prophezeiung sehr viel lebendiger als hier an der Küste und Attentate wahrscheinlicher.

Hilflos presste Wendar die Lippen aufeinander. Irgendwann würde Dayins Glück enden. Irgendwann würde einer der Anschläge Erfolg haben. Er selbst, Beilar und die Seherin Shinnors waren als Schutz nicht ausreichend, wenn ein fanatischer Mörder nur entschlossen genug versuchen sollte, Dayin zu töten, und der Prinz wusste es. Wendar sah es an seinem Gesichtsausdruck, der stets eine Mischung aus Verwunderung und Angst zeigte: Verwunderung, weil er bislang überlebt hatte, und Angst, weil ihn der Tod in jeder Sekunde ereilen konnte.



Während Dayin schweigend neben Wendar die Böschung hinaufschritt, verspürte er in seinem Rücken ein unangenehmes Kribbeln. Es ließ ihn schaudern, obwohl die Luft warm war. Die Strahlen der Sonne und die laue Brise, die vom Meer her wehte, umschmeichelten ihn, doch er bemerkte es kaum. Die Felsen

und Nischen des Hanges und die Schatten, die sie bargen, zogen seine Aufmerksamkeit so vollständig auf sich, dass kein Raum mehr für andere Wahrnehmungen blieb. Er versuchte, sie mit seinen Blicken zu durchdringen, während sich in seiner Körpermitte das dumpfe, pochende Gefühl ausbreitete, das ihn viel zu selten verließ. Er hasste es, aber er konnte nichts dagegen tun. Er konnte nicht einmal verhindern, dass er sich immer wieder umwandte, obwohl er doch Wendar hinter sich wusste.

In einem Anflug von Trotz richtete er seinen Blick starr auf die hellen Mauern Shinnors. Unvermittelt erfasste ihn heftiges Heimweh. Seit sechs Jahren war es sein stummer, unbittlicher Begleiter. Natürlich war Shinnor schön, und er mochte das Meer, trotzdem wäre er zu gern wieder über die Felder rund um Treffnor gewandert oder durch die üppigen Laub- und Nadelwälder geritten. Es wäre schön, seine Heimat nach so langer Zeit wiederzusehen.

Missmutig ließ er den Kopf hängen. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er Treffnor längst besucht. Seit einigen Wochen spielte er immer häufiger mit dem Gedanken, gesprochen hatte er allerdings bislang mit niemandem darüber. Sowohl seine Großeltern als auch seine Leibwächter waren nicht begeistert gewesen, als er früher einmal einen derartigen Wunsch geäußert hatte, und solange das so blieb, war sein Vater die einzige Verbindung, die er nach Treffnor besaß. Der König hatte für die nächsten Tage seinen Besuch angekündigt.

Dayin freute sich darauf, ihn zu sehen. Seit er in Shinnor lebte, hatte sein Vater ihn kaum mehr als ein halbes Dutzend Mal besucht. Dayin wünschte, er fände häufiger die Gelegenheit dazu, aber auch das war, wie so vieles andere, ein vergebliches Begehren.

Die Burg nahm ihn und Wendar auf. Sie durchquerten den Hof, wo die Stallburschen wie jeden Tag damit beschäftigt waren, die Pferde des Herzogs zu striegeln, edle Tiere

mit anmutigen Bewegungen und sanftem, geduldigem Temperament. Ihre Hufe klapperten auf dem gepflasterten Boden, und dazwischen mischten sich die hohen, schrillen Schreie der Seemöwen, die sich immer wieder mitten unter den Pferden niederließen und alle Versuche der Stallburschen, sie zu vertreiben, lediglich mit spöttischem Geschnatter beantworteten.

Das fleißige Schaffen blieb ebenso wie das allgegenwärtige Rauschen der Brandung hinter ihm zurück, als Dayin die Vorhalle der Burg betrat. Über die geschwungene Treppe erreichte er den ersten Stock Shinnors und suchte sein Zimmer auf. Während er sich für das Essen umzog, weckte Wendar Beilar, der die Nacht über Wache gehalten hatte. Anschließend begaben sie sich gemeinsam in den Speisesaal, wo das Herzogspaar sie bereits erwartete.

Das Mittagessen verlief ruhig und in gewohnten Bahnen. Seine Großmutter fragte Dayin, wie er den Morgen verbracht hatte. Er

antwortete ihr geduldig, obwohl es ihm schwerfiel. Es gab einfach nichts Neues zu berichten. Sein Leben auf Shinnor zeichnete sich durch einen monotonen, stets gleichbleibenden Rhythmus aus. Morgens lernte er mit seinem Großvater, vor dem Mittagessen schwamm er, und nachmittags erhielt er sein Waffentraining. Alles drei tat er mit unverminderter Anstrengung, trotzdem erwischte er sich immer häufiger bei der Frage, wozu er sich eigentlich derart abmühte. Auf Shinnor brauchte er sein Wissen nicht.

Nach dem Essen stand Dayin auf und wollte zusammen mit Wendar und Beilar den Speisesaal verlassen, als sein Großvater die Routine plötzlich durchbrach. Er nahm ihn beim Arm und hielt ihn zurück. „Ich habe eine Nachricht aus Treffnor erhalten.“

Dayin horchte auf. „Hat Vater endlich einen genauen Termin für seinen Besuch genannt?“

Der Herzog schüttelte mit ernster Miene den Kopf und bedeutete Dayin, Wendar und Bei-

lar, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen. Ein ungutes Gefühl beschlich Dayin.

„Ist meinem Vater etwas zugestoßen?“, fragte er besorgt, während er neben seinem Großvater den Gang entlangschritt.

Augenblicklich wurden die Gesichtszüge des Herzogs weicher. „Keine Angst, mein Junge, es geht ihm gut. Allerdings musste er seinen Besuch auf unbestimmte Zeit verschieben.“

Erleichtert atmete Dayin auf, spürte aber gleichzeitig auch Traurigkeit in sich aufsteigen. Er hatte seinen Vater seit über einem halben Jahr nicht mehr gesehen. Trotzdem versuchte er, seine Enttäuschung zu unterdrücken. „Was ist geschehen?“

Seine Großvater winkte ab. „Du solltest die Nachricht selbst lesen. Das wird dir ein besseres Bild vermitteln, als meine Worte es könnten.“

Als sie im Arbeitszimmer des Herzogs angekommen waren, warf Dayin sofort einen Blick auf den wuchtigen Schreibtisch, der in der Mitte des Raums emporragte. Die Kapsel ei-

nes Kurierfalken lag auf der polierten Eichenholzplatte, daneben das Schriftstück, das in ihr verborgen gewesen war. Nachdenklich runzelte er die Stirn. Etwas Unvorhergesehenes musste sich ereignet haben, andernfalls hätte ein Reiter und nicht eine Brieftaube die Botschaft überbracht.

Der Herzog nahm die Nachricht zur Hand und reichte sie ihm. Dayin überflog sie hastig. Je länger er las, desto besser verstand er, warum der Besuch seines Vaters ausbleiben musste. Seine Finger kralten sich in das Papier und hätten es beinahe zerknüllt.

Als er die Botschaft zu Ende gelesen hatte, sah er auf und schaute gedankenversunken aus dem großen Fenster nach draußen. Unter den Strahlen der Sonne glänzte das Meer wie ein Feld kostbarer Diamanten. Es war ein unzweifelhaft wunderschöner Anblick, und doch versetzte er Dayin einen heftigen Stich. Der Schmerz fuhr ihm durch Mark und Bein, erreichte jede Faser seines Körpers, sammelte sich in seinem Magen und schnürte ihn zu ei-

nem harten Knoten zusammen. Sein Blick verlor sich in weiter Ferne.

Ein Räuspern versuchte, ihn in die Gegenwart zurückzuholen - ohne Erfolg. Wendars besorgten und Beilars fragenden Blick ignorierte er ebenfalls. Seine Gedanken rasten. Er suchte nach Antworten.

Sein Großvater übernahm es, die beiden Leibwächter über den Inhalt der Nachricht aufzuklären. „In den letzten zehn Tagen sind sieben Dörfer im Grenzgebiet zu Lumaar von einer Räuberbande überfallen worden. Alle Wertsachen und das Vieh wurden gestohlen, die Häuser niedergebrannt und alle Bewohner, die sich den Räubern entgegenstellten, getötet.“

Beilar fluchte heftig. Rote Zornesflecken erschienen auf seinen Wangen. „War es stets die gleiche Bande?“

„Der König schreibt, dass die Angriffe nach einem gleichbleibenden Schema ablaufen, also liegt die Vermutung nahe, dass es sich um eine einzige Gruppe handelt.“

„Dagegen muss unbedingt etwas unternommen werden!“

„Der König hat einen Teil der Reiter Treffnors in die entsprechende Gegend gesandt. Sie sollen versuchen, das Versteck der Bande aufzuspüren.“

„Das ist gut. Ich war selbst ein Reiter, deshalb weiß ich, wozu sie fähig sind. Sie werden die Kerle ganz sicher fassen können.“

„Leider haben sie noch nicht viel erreicht. Die Räuber verwischen ihre Spuren außerordentlich geschickt. Außerdem ziehen sie sich immer wieder über die Grenze nach Lumaar zurück, und dahin können ihnen die Reiter nicht folgen.“

„Sie kommen aus Lumaar?“, rief Beilar mit weit aufgerissenen Augen. „Das wirft ein ganz neues Licht auf die Sache!“

Beschwichtigend hob der Herzog die Hände. „Das ist nicht sicher. Vermutlich stammen sie aus Tarell, nutzen aber die schlechten Beziehungen zwischen den Königreichen aus, um einer Verfolgung zu entgehen. Die Reiter

können es sich nicht erlauben, die Grenze zu überschreiten. Vor einigen Generationen hat ein derartiger Zwischenfall zu einem mehrere Jahre andauernden Krieg geführt. Das wäre das Letzte, was der König wollte.“

Dayin schrak aus seinen Überlegungen auf und rieb sich mit einer fahrigen Geste die Magen-grube. Der Schmerz in seiner Körpermitte schien heute überhaupt nicht mehr weichen zu wollen. Wenn er nur etwas tun könnte, wenn er ...

„Ich brauche eine Karte Tarells, auf der auch das Grenzgebiet verzeichnet ist“, rief er, einer spontanen Eingebung folgend.

Der Herzog griff sofort nach einer Rolle, die dicht neben dem Schreibtisch in einem besonderen Behälter aufbewahrt wurde. Er entfernte das Band, das sie zusammenhielt, und rollte die Karte auf dem Tisch auseinander. Sie war so groß, dass sie weit über seine Ränder hinausging.

Dayin beugte sich neugierig vor. Treffnor und der Burgberg Genaiden fielen ihm sofort